

25. Erzählwettbewerb an der Julius-Springer-Schule

1. Preis: Anne Sophie Jedynak für die Kurzgeschichte „Wortgewalt“

Als mein Name durch den Raum klingt, stehe ich auf. Weit über hundert Augenpaare ruhen auf mir, während ich das Mikrofon richtig einstelle. Wie wollte ich nochmal anfangen? Mir wird übel. Wenn ich das hier versaue, verzeihe ich es mir nie.

«Ich sag's gleich vorweg: Das hier ist mein erster Poetry Slam überhaupt und deshalb habe ich natürlich den typischen Anfängerfehler begangen und einen Text über die Liebe geschrieben – der Klassiker.»

Ein paar Leute lachen, der Einstieg ist geschafft. Meine Atmung geht flach, die Luft im Schlosskeller ist stickig. Ich brauche mehr Sauerstoff.

«Mein Text handelt davon, dass es in jeder Beziehung auch immer um Abhängigkeiten geht. Und dass es verdammt schwer sein kann, sich frei zu machen, neu anzufangen und mit der Vergangenheit abzuschließen.»

Die gespannte Stille ist mit einem Mal so laut, dass sie mir mit voller Wucht entgegenschlägt. Mein Mund ist staubtrocken, wie gelähmt stehe ich da. Ich muss anfangen zu sprechen, sofort.

«Du fragst mich, wer Noah ist und deine Frage reißt mir den Boden unter den Füßen weg. Ich hätte in der Nacht seinen Namen gesagt, würde abwesend wirken, als stünde ich völlig neben mir. Du willst wissen, was los ist und wie es mir geht und vor allen Dingen willst du wissen, wer Noah ist.»

Mir schießt die Röte in die Wangen und meine Fingerspitzen kribbeln. Das Adrenalin sollte mich aufmerksam machen, doch es vernebelt meine Sinne. Geblendet vom Licht der Scheinwerfer verschmelzen die vielen Gesichter vor mir zu einer einzigen dunklen Masse.

«Ich setze mich, du in einem Abstand daneben. Ich sehe den Keil zwischen uns im Holz meines Bettes stecken, so real, als könne ich ihn anfassen. Du fragst, was Noah und mich einst so verband, dass ich ihn noch immer in diesem Maße mit mir herumtrage. Wie das sein kann, dass er die ganze Zeit über noch da ist.»

Mein Blick wandert stetig durch die Reihen und findet nichts, woran er festhalten könnte. Da ist nur Schwarz. Die Worte strömen jetzt nur so aus meinem Mund.

«Er ist hier. Noahs Schatten legt den Kopf schief, als er mich ansieht. Er ist in meinem Zimmer, sitzt auf meinem Bett. Er ist da, ist hier, neben mir und neben dir. Wie immer erdrückend, allgegenwärtig, stets an meiner Seite, in meinem Blickfeld.»

Langsam wird meine Sicht klarer. Ich kenne meinen Text, habe ihn so oft gesprochen, fühle mich sicher. Auf einmal klingt meine Stimme doppelt so laut. Endlich dringt sie vor bis in die hinterste Ecke.

«Es ist sein Mund, der sich öffnet, wenn du in mir kommst. Sein Gesicht, das über mir schwebt, seine Lippen, die ich spüre, seine Hände, die mich streifen. Es ist Noah, den ich so sehr liebte und jetzt so sehr hasse.

Er tanzt vor mir auf dem Asphalt, wir bewegen uns im Gleichtakt, sind eins. Es ist wie früher. Ich tanze nur für ihn, schenke ihm mich selbst. Unsere Musik läuft und ein Strahlen erfasst ihn. Er zieht mich mit sich, wir gemeinsam in die Welt. Sein Blick findet mich, gleitet an mir herab und plötzlich verliert Noah sein Gesicht, sein schönes Gesicht. Ich erkenne ihn nicht wieder in seinem Schreien. Alles drückt mich nieder. Ich kann nicht mehr, will ich sagen, doch seine Fratze erstickt meine Worte. Nochmal, spring höher, dreh dich schneller, brüllt er und lässt seine Wut die ganze Stadt erzittern. Ich spreche seine Sprache nicht mehr, was ist passiert mit unserer Sprache, was ist mit uns passiert?»

Ich sehe fest ins Publikum.

«Die Wahrheit ist, dass ich Noah vermisse, trotz der Fratze, trotz der Wut, trotz allem. Denn da sind ja diese Erinnerungen. Ich will ihn noch einmal küssen und dabei vergessen, was er mir angetan hat. Ich will ihn noch einmal so innig lieben, dass wir im Rausch vergessen, wer wir sind und was uns ausmacht. Nur noch ein einziges Mal erleben, was wir zusammen hatten, wer wir füreinander waren, bevor wir uns gegeneinander stellten. Ich will verzeihen...doch wie bin ich dazu in der Lage, wenn ich weiß, dass er sich selbst nicht bereut?»

Den Blick auf den Boden gerichtet beginne ich zu flüstern.

«Wie bin ich überhaupt dazu in der Lage, ihn loszulassen? Er umgibt mich wie eine Aura. Ist noch immer mein Ein und Alles, auch wenn ich will, dass er Nichts ist – denn wenn er Alles ist, was bist dann du?»

Die Frage schwebt über all die fremden Köpfe hinweg. Einzelne Wortfetzen finden sich zusammen. Sie bilden in der Dunkelheit eine Schlange aus weißem Rauch, die meine Realität im ganzen Raum verteilt.

«Ich will dir zurufen, dass du mein Jetzt bist! Doch als ich meine Arme um dich schlinge, bist da nicht mehr du. Ich lasse los und trete zurück und sehe Noah, wie er springt und sich dreht und anschließend schwer atmend auf den Boden legt, während er sich den Schweiß von der Stirn wischt. Ich spüre seinen Körper, der sich von hinten an mich presst und mir andeutet, in welche Richtung ich mich zu verbiegen habe. Ich erstarre im Angesicht seiner Gewalt. Trenne mich. Drehe mich um. Und gehe.

Er steht da. Folgt mir nicht und tut es doch, indem er seinen Schatten an mich heftet. Ich dachte, ich könnte etwas Neues mit dir beginnen...aber mit seinem Schatten habe ich nicht gerechnet.»

Mein Text und ich, wir funktionieren zusammen. Ich packe das Mikrofon, zerre es aus der Halterung und brülle hinein, während ich so weit vortrete, dass meine Schuhe über den Rand der Bühne ragen.

«Noah hat mich seinem Schatten überlassen, mich ihm zum Fraß vorgeworfen!»

Die Leute zucken zurück. Atemlose Stille.

«Der Schatten steht jetzt neben mir. Auf dieser Bühne. Genau in diesem Augenblick. Ich spüre seine Kälte in meinem Nacken, seine Hände auf meinen Hüften, sie gleiten über meine Brüste, zu meinem Hals. Er drückt zu, erst leicht wie im Spiel, dann heftiger, immer heftiger. Es ist kein Spiel mehr.

Noahs Schatten fällt über mich her. Er zerrt vor euer aller Augen meinen Kiefer auseinander und kriecht in mich, füllt mich aus und befällt mich wie eine Krankheit, die mich auf eine schreckliche Art und Weise schön macht, weil Noahs Feuer durch meine Haut leuchtet und er sich selbst in mir markiert. Der Schatten drängt sich durch meine Adern und nimmt mir alles, bis ich in der Nacht verschwinde, da ich dunkler bin als die dunkelste Stunde.»

Die Sätze kriechen durch die Stuhlreihen, folgen meiner Schlange aus weißem Rauch.

«Du suchst mich, ich höre dich meinen Namen rufen. Doch du findest mich nicht, während ich vor euch allen um meine Zukunft ringe. Der Schatten hat sich festgesetzt. Er lässt sich nicht vertreiben, egal, wie sehr ich tobe und schreie und Noah unter Tränen anflehe, seinen Schatten von mir zu nehmen und mich mit dir gehen zu lassen, aus meinem Leben zu verschwinden, weil die Mauern zwischen uns zu hoch sind, unser Band gerissen, wir kaputt.

Ich breche unter ihm, aber dann findest du mich, weil du nicht aufgehört hast zu suchen. Du bist bei mir auf dieser Bühne, löst diese schattigen Hände von mir. Verleihst mir dadurch die Kraft für das, was ich schon viel eher hätte tun sollen.»

Der Höhepunkt. Plötzlich kann mir das Licht, das auf mich gerichtet ist, gar nicht hell genug sein.

«Ich bringe den Schatten vor euch allen um, zerreiße ihn in Stücke! Ich sehe ihn da liegen, dunkles Blut tropft von der Bühne und benetzt den Fußboden. Oder ... ist es am Ende Noah, der da liegt? Ist es unsere Beziehung? Sind es wir, die wir einst waren? Die zwei Tanzenden. Die zwei Liebenden. Nicht die zwei Hassenden.»

Der Schlosskeller schweigt. Dann rollt der Applaus leise von der letzten Reihe nach vorne, kommt tosend bei mir an und überschlägt sich über mir. Es ist wie ein Rausch. Ich gehe die Stufen hinunter, auf meinen Platz zu. Die Welt tobt um mich herum.

Der Drang, zurückzuschauen, ist fast übermächtig, doch ich riskiere es nicht. Noch höre ich das Blut tropfen, noch habe ich mich frei gemacht, noch habe ich einen Sieg errungen. Du ziehst mich an dich, sagst mir, wie stolz du auf mich bist. Ich atme dich ein, deine Hand fährt über meinen Rücken – das ist der Moment, in dem das Tropfen des Blutes verstummt. Ich erstarre in deiner Umarmung, drehe mich so hastig um, dass ich dich beinah zu Fall bringe. Eine saubere Bühne, ein sauberer Boden. Nichts. Natürlich. Ist ja ein Schatten. Der ist doch nur in meinem Kopf.

Unsinn. Da lehnt er an der Wand. Betrachtet erst mich, dann dich. Es ist beängstigend. Ich nehme deine Hand in meine. Die Leute sagen, wo Licht ist, ist auch Schatten. Aber keiner wie Noahs.

Er lehnt weiter an der Wand. Von wegen, nur in meinem Kopf. Ich sehe ihn nicht bloß, ich rieche ihn auch, schmecke ihn in der Luft. Wir starren uns an. Auf dem Papier habe ich ihn schon so oft zerrissen.

Dann, wie aus dem Nichts, taucht sie auf. Bewegt sich langsam über den Boden, zischend und züngelnd, dicht an der Wand entlang, auf den Schatten zu. Hochgradig giftig. Der Schatten kämpft um sich selbst, während sie vor meinen Augen in ihn kriecht und völlig für sich einnimmt. Zum ersten Mal seit so vielen Monaten sehe ich Noahs Gesicht hell erleuchtet, mit vor Schreck geweiteten Augen und einem Hilfeschrei auf den Lippen. Umhüllt von weißem Rauch, der immer dichter wird und ihn zu verschlucken droht. Er ruft nach mir.

Und ich höre ihm beim Sterben zu. Klingt so meine Freiheit? Seine Schreie werden heiser. Sein Geruch schwindet. Sein Leuchten wird schwächer. Und ich auch. Ich stürme los, blind durch den Rauch, zerre ihm meine Schlange aus dem Leib.

Du hältst mich nicht auf – wag es ja nicht.